

WERNER BUSCH

Philemon und Baucis in London

Ich habe meine Dissertation Anfang der 1970er Jahre am Warburg Institute in London geschrieben. Mein Antrieb war weniger durch Warburgs Methode als durch das Faktum der Vertreibung der jüdischen Kunsthistoriker ausgelöst. Von daher habe ich, obwohl schüchtern und eigenbrötlerisch, versucht, kunsthistorische Emigranten in London aufzusuchen, um mit ihnen reden zu können, ohne recht zu wissen worüber. Meine Anrufe wurden mit Irritation zur Kenntnis genommen, führten aber doch zu Verabredungen. So wurde ich in einen Londoner Vorort – unendlich lange Straßen, winzige und immer gleiche Reihenhäuser mit zwei, höchstens drei Fensterachsen, grau und traurig – eingeladen, ein altes Ehepaar, wie Philemon und Baucis. Er, entlassener Leiter eines der größten deutschen Kupferstichkabinette, der

Spezialist für altdeutsche Zeichnungen. Das Haus, das ich suchte, hatte vor dem einen Fenster geschlossene Fensterläden, was mich wunderte, es war noch hell. Der Anfang des Abends war ein wenig schwierig, das Essen sehr bescheiden, an der Wand eine Zeichnung. Was ich davon hielt? Mein Versuch, Donauschule um 1520, wurde mit großem Wohlwollen aufgenommen. Dann meine Frage nach seiner privaten Sammlung, von der ich wusste. Antwort: zu wertvoll, in der City in einem Banksafe. Das Gespräch wurde lebhafter. Er habe im Nebenraum noch eine Zeichnung. Stand auf, öffnete die Tür zu dem Raum, der von außen geschlossene Fensterläden gezeigt hatte, nur einen Spalt. Eine Neonröhre sprang an, für eine Sekunde hatte ich einen Blick in den Raum. Er war gänzlich kahl und leer, bis auf einen Safe in der Mitte. Darin, ich wusste es sofort, musste die Zeichnungssammlung sein. Um diesen Götzen haben die beiden Alten jahrzehntelang gelebt. Wenn's dunkel wurde, seine Geheimnisse offenbart.

Die Sammlung ging nach Philemons Tod und Baucis' Absicherung testamentarisch – an das Germanische Nationalmuseum Nürnberg, die Stadt Dürers und des Reichsparteitagsgeländes. So wurde der Sammler, ganz im Sinne der Geschichte von Philemon und Baucis, wenigstens Priester dieses Tempels, umgeben vom Elend der Welt.

Muss man das deuten? Es deutet sich selbst. Vor allem möchte ich es nicht deuten. Als ich wieder in meinem Studentenzimmer angelangt war, habe ich geheult wie ein Schlosshund. Um sich der Geschichte zu nähern, müsste man psychologisieren. War der Götze lebensnotwendig, hat er geholfen, war Baucis nicht viel wichtiger für Philemon? Es macht keinen Sinn.

Anekdoten, so sagt man, haben immer einen wahren Kern. Die klassische Künstleranekdote seit Vasaris Zeiten nutzt rhetorische Figuren, die man als solche erkennen muss, um die hinter den gewählten Bildern versteckte historische bzw. kunsttheoretische Wahrheit zu entschlüsseln. Derartige Anekdoten werden in Variationen tradiert, erkennt man wiederum dieses, so wird deutlich, das ihnen die verborgene Wahrheit gemeinsam ist. Zumeist dient sie der Rechtfertigung einer bestimmten künstlerischen Position. Aber wäre nicht auch eine andere

Theorie der Genese der Anekdote möglich: Anekdote als verklärte, sich selbstständigende Erinnerung? Mein Erlebnis ist über vierzig Jahre her. Ich bilde mir ein, bestimmte Bilder noch genau vor Augen zu haben. Die Fensterläden, das Essen (zwei in Schinken gerollte Chicoreesprossen für drei Personen, die eine wurde rührend-schrecklich dem Gast aufgedrängt), die Donauschulzeichnung, der im Neonblitz auftauchende Safe. Aber von der zweiten Zeichnung, die nach einigem Rühren im Nebenraum herbeigebracht wurde, weiß ich nichts mehr. Und sind nicht meine Bilder, auch und gerade nach mehrfachem Erzählen im Laufe der Zeit, schief? So tendieren die erinnerten Bilder dazu, für sich und allein im Verbund die Geschichte auszumachen. Ohne die nicht erinnerten Zwischenstücke wird die Geschichte zur Anekdote. Dann wäre alle Geschichtschreibung anekdotisch. Nicht wahr?